

Von Weber zum Web

Journalismusforschung im 21. Jahrhundert:
theoretische Konzepte und empirische Befunde
im systematischen Überblick

Martin Löffelholz

Nr. 02

Juli 2001

Herausgeber: Der Rektor der Technischen Universität Ilmenau
Redaktion: Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft,
Prof. Dr. Rüdiger Grimm
ISSN 1617-9048

Von Weber zum Web

Journalismusforschung im 21. Jahrhundert: theoretische Konzepte und empirische Befunde im systematischen Überblick

Martin Löffelholz

1. Journalistik und Journalismus – begriffliche Annäherungen

„Die Journalistik, überhaupt, ist die treuherzige und unverfängliche Kunst, das Volk von dem zu unterrichten, was in der Welt vorfällt.“ Im 19. Jahrhundert, als der Dramatiker und zeitweilige Zeitungsherausgeber Heinrich von Kleist (1777-1811) diesen Definitionsversuch publizierte (vgl. Kleist 1979), bedeutete ‚Journalistik‘ nichts anderes als ‚Journalismus‘. Der Philosoph Friedrich Nietzsche (1844-1900) setzte beide Begriffe ebenfalls gleich: Höhnisch, aber durchaus nicht falsch, übersetzte er den aus dem französischen stammenden Terminus als „Tagelöhneri“ (zit. n. Weischenberg 1992: 13).

Erst Richard Wrede, der 1899 in Berlin eine private Journalistenschule gründete und wenige Jahre später ein „Handbuch der Journalistik“ (Wrede 1902) heraus gab, benutzte den Begriff im heutigen Sinn – als Bezeichnung für die wissenschaftlich-reflektierende Auseinandersetzung mit dem Berufs- und Arbeitsfeld Journalismus.

Nachdem sich seit Mitte der 70er Jahre an verschiedenen deutschen Universitäten eigenständige Journalistik-Studiengänge etabliert hatten (vgl. Löffelholz 1989), entstanden freilich unterschiedliche Auffassungen über die Beziehungen der Journalistik zum Journalismus. In Anlehnung an Vorstellungen aus den USA entwickelte sich zum einen ein instru-

mentelles Verständnis der Journalistik als akademisches Fach, das vor allem Nachwuchs für den journalistischen Arbeitsmarkt produzieren soll. Maßstab einer so verstandenen Journalistik ist die Berufspraxis selbst (vgl. Pätzold 2000). Im Unterschied dazu wird nach system-orientiertem Verständnis die Journalistik nicht auf die Entwicklung und Vermittlung von journalistischem Regelwissen verkürzt, sondern als integrales Lehr- und Forschungsgebiet der Kommunikationswissenschaft begriffen. Journalistik und Journalismus werden als zwei Systeme betrachtet, die aufeinander bezogen, gleichzeitig aber voneinander unabhängig sind. „Daher bleibt ein unmittelbarer Transfer, etwa nach der Wunschvorstellung: aktuelle Journalismusprobleme in den Journalistikautomaten rein; anwendungsfertige Lösungen für den Journalismus raus, auch künftig unerfüllbar.“ (Rühl 1982: 369 f.)

Um den Gegenstand der wissenschaftlichen Teildisziplin Journalistik detaillierter zu bestimmen, ist es vor diesem Hintergrund nicht nur erforderlich, den Journalismus genauer zu definieren, sondern auch den Stellenwert der Journalistik innerhalb der Kommunikationswissenschaft zu beschreiben. Im Wesentlichen lassen sich dabei drei Modelle charakterisieren:

- Journalistik *ohne* Kommunikationswissenschaft: Das *exklusive Modell* reduziert die Journalistik auf eine Anleitung für journalistisches Handeln. Basis dieser Position ist

die Prämisse, die Journalistik könne „epistemologisch den Gegenstand ihrer wissenschaftlichen Betrachtung genauer fassen“ als die Kommunikationswissenschaft, weil journalistische Tätigkeit „zweifelsfrei gegenständlicher (ist) als die Frage, wie Medien wirken und wie sich die Menschen in der Medienwelt verhalten.“ (Pätzold 2000: 427). Eine solche Verengung des Gegenstandsbereichs erscheint anachronistisch – erst recht im Zeitalter des Internet, in dem traditionelle Kommunikator- und Rezipientenrollen zunehmend entgrenzt werden.

- Journalistik *mit* Kommunikationswissenschaft: Das *additive Modell* beruht auf der Prämisse, dass die Journalistik als eigenständiges akademisches Ausbildungsfach zwar ihre Berechtigung besitzt, von der Kommunikationswissenschaft und ihren Erkenntnissen aber durchaus profitieren kann, sofern deren Angebote – wie beispielsweise die Medienwirkungsforschung – für die Ausbildung von Journalistinnen und Journalisten verwertbar sind (vgl. Haller 2000). Dieses Modell basiert ebenfalls auf einem reduktionistischen Journalistik-Verständnis, das zwar komplexer begründet, jedoch immer noch an den jeweils aktuellen Ansprüchen beruflicher Praxis gemessen wird.
- Journalistik *in* der Kommunikationswissenschaft: Das *integrative Modell* beschreibt die Journalistik – über eine normative Orientierung journalistischen Handelns hinaus – als Bestandteil der Kommunikationswissenschaft. Journalistik in diesem Sinn analysiert „in einem auf die Kommunikationsverhältnisse der Gesellschaft bezogenen Kontext, was Journalismus leistet und wie Journalismus wirkt und unter welchen Bedingungen er dies tut“ (Weischenberg 1992: 27). Die Journalistik ist demnach als Feld der Kom-

munikatorforschung anzusehen. Der Kommunikatorbegriff verweist auf Rollen im Kommunikationsprozeß und geht auf Kommunikationsmodelle zurück, in denen eine Quelle (Kommunikator) mit einem Rezipienten in Verbindung gebracht wird. Die Kommunikatorforschung – neben der Journalistik wird die Öffentlichkeitsarbeit dazu gerechnet – beschäftigt sich also mit den Strukturen, Prozessen und Leistungen der Entstehung von Medienangeboten.

Was als Gegenstandsbereich der Journalistik, die sich als integraler Lehr- und Forschungszweig der Kommunikationswissenschaft versteht, anzusehen ist, variiert freilich in Abhängigkeit vom gewählten Journalismusverständnis. Denn in der modernen Kommunikatorforschung wird der Journalismus in unterschiedlicher Weise beschrieben und analysiert. Heute konkurrieren normative mit empirisch-analytischen Zugängen, realistische (ontologische) mit konstruktivistischen Beschreibungen, individualistische mit systemorientierten Modellen, struktur- mit prozessorientierten Ansätzen. Erhöht wird die Komplexität theoretischer Bemühungen zur Identifikation des Journalismus durch den Relevanzgewinn kultur- (versus sozial-)bezogener Annäherungen sowie durch unterschiedliche Integrationsversuche von Mikro-, Meso- und Makrotheorien (vgl. Löffelholz 2000).

Der Begriff ‚Journalismus‘ bezeichnet also ein Berufs- und Arbeitsfeld zur Produktion aktueller Medienaussagen, dessen genauere Eingrenzung auf dem zugrunde gelegten Journalismusverständnis beruht. Die verschiedenen Vorstellungen zur Beschreibung des Journalismus haben sich im Zuge der Emergenz der Journalismusforschung heraus gebildet. Diese begann Mitte des 19. Jahrhunderts – parallel zur Professionalisierung des Journalismus als Beruf.

2. Die Emergenz der Journalismusforschung

Die Anfänge einer theoretischen Beschreibung des Journalismus werden mit dem Werk von Robert Eduard Prutz (1816-1872) verbunden, der vor mehr als 150 Jahren, lange bevor die Zeitungskunde als Studienfach an Universitäten etabliert wurde, eine „Geschichte des deutschen Journalismus“ (Prutz 1971) publizierte. Diese ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Nicht Medien wie Zeitungen oder Zeitschriften standen im Mittelpunkt seines Interesses, sondern erstmals der Journalismus.

Prutz, eigentlich Schriftsteller und Literaturhistoriker, verstand den Journalismus als Wortführer und Dokumentar der Zeitgespräche einer in sich widersprüchlichen Gesellschaft. Journalismus wird nicht auf die individuellen Dispositionen und Aktivitäten von Journalisten reduziert, sondern als in sich differenziertes Feld gesehen, das bestimmte Aufgaben erfüllt. Prutz erkannte also schon früh die Beziehungen zwischen dem Journalismus und anderen gesellschaftlichen Bereichen. Er betonte dabei, wie in seinen literarischen Werken, die ihm eine Anklage wegen Majestätsbeleidigung einbrachten, vor allem den Wunsch nach Demokratie.

Zu den Vorläufern eines modernen Journalismusverständnisses gehört neben Prutz vor allem Max Weber (1864-1920), von Hause aus Jurist, primär jedoch ein universalgebildeter Gelehrter. Webers medien- und journalismusbezogenen Äußerungen sind von seiner Grundkonzeption der Soziologie nachhaltig beeinflusst: Diese beinhaltet insbesondere die Forderung nach theoretischem und methodischem Pluralismus, die besondere Relevanz empirischer Sozialforschung und – nicht zuletzt – die Prämisse, dass soziale Zusammenhänge nur durch die Beziehungen von Individuum und Gesellschaft erklärt werden kön-

nen (vgl. Weber 1924). Webers „Vorbericht über eine vorgeschlagene Erhebung über die Soziologie des Zeitungswesens“ implizierte im Kern eine theoriegeleitete und empirisch-analytisch ausgerichtete Bestandsaufnahme der deutschen Presse, insbesondere der journalistischen Produktions- und Arbeitsbedingungen. Sieht man von den Bemühungen des Reichsverbands der Deutschen Presse ab, die Vorschläge Webers zumindest in verkürzter Form zu realisieren, blieben seine Ideen in der sich zu dieser Zeit etablierenden Zeitungswissenschaft ohne Widerhall (vgl. Kutsch 1988: 12 ff.).

Anders als in den USA, wo sich Universitäten vor allem für die berufspraktische Seite des Journalismus interessierten, etablierte sich die deutsche Zeitungswissenschaft primär als historisches Fach. Obgleich mit der Installation regulärer Professuren und der Einrichtung von Universitätsinstituten in Leipzig (1916), Münster (1919), München (1924) und Berlin (1928) eine institutionelle Basis vorhanden war, kümmerte sich die Zeitungswissenschaft des frühen 20. Jahrhunderts allerdings „nicht um eine sozialwissenschaftliche Erforschung des Journalismus und der Journalisten.“ (Kutsch 1988: 22)

Distanziert hat sich die Zeitungswissenschaft zwar nicht pauschal vom Journalismus als Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung. Sie sperrte sich aber gegen eine Soziologisierung des Faches, die nicht nur von Weber, sondern auch von dem Philosophen Ferdinand Tönnies (1855-1936) herausgefordert wurde. Tönnies Kritik richtete sich auf eine Disziplin, die subjektivistisch und normativ-ontologisch ausgerichtet war. Im damaligen Verständnis war Journalismus das Werk individueller Persönlichkeiten, deren Eigenschaften für das verantwortlich waren, was der Journalismus hervorbrachte. Gesellschaftliche und organisatorische Bezüge, wie Arbeitsteilung und redaktioneller Arbeitsprozeß, wur-

den zwar von manchen – wie Karl Bücher, Nationalökonom und Gründer des Leipziger Instituts – erkannt, aber letztlich doch auf das Tun einzelner Personen zurückgeführt (vgl. Bücher 1926).

Hinter den Arbeiten von Bücher und anderen Vertretern einer subjektivistischen Zeitungswissenschaft stand eine individualistische Weltanschauung, welche die Basis für eine journalistische Begabungsideologie bildete, mit der Journalisten normativ zu geistigen „Führern“ erhoben wurden. Subjektivität und Normativität lieferten wichtige Folien, um unter nationalsozialistischer Herrschaft aus der deutschen Zeitungswissenschaft eine „akademische Instanz der Rechtfertigung“ (Baum 1994: 140) zu machen. In dieser Zeit übernahm die weiter expandierende Disziplin insbesondere Aufgaben im Rahmen der Journalistenausbildung. Dieser neue ‚Praktizismus‘ stärkte das Fach, obgleich er auf nichts anderes als eine faschistische Politisierung hinaus lief.

Manche Prämissen dieser Zeit waren nach dem Zweiten Weltkrieg keineswegs völlig desavouiert. Deutlich zeigt sich das im Werk des Zeitungswissenschaftlers Emil Dovifat (1890-1969), der seit 1928 in Berlin lehrte, in der Nazi-Zeit eine zentral gesteuerte Propaganda gut hieß und im Nachkriegsdeutschland zu den Gründungsvätern der westdeutschen Publizistikwissenschaft gehörte. Seine ‚Gesinnungspublizistik‘ bildete die Basis für einen personenbezogenen Journalismusbegriff. Unter dem moralisierenden Begriff der Gesinnung werden unterschiedliche persönliche Eigenschaften der Journalisten – von ‚angeborenen Gaben‘ über eine ‚innere Berufung‘ bis zur ‚Triebkraft publizistischen Wollens‘ – zu einem scheinbaren Idealbild vereint: „Die journalistische Begabung liegt gleich der künstlerischen in der Persönlichkeit. Sie kann durch Studium und Erfahrung zur Entfaltung gebracht werden, ist jedoch nicht

anzulernen oder zu erarbeiten. Der Journalist arbeitet in der Öffentlichkeit und für sie. (...) Dazu gehört das Bewußtsein und der Wille, dem öffentlichen Leben aus einer festen Gesinnung heraus dienstbar zu sein und dabei über sich selbst hinaus zu kommen. Eigenschaften des Charakters, des Willens, des Verstandes und des Temperamentes verbinden sich in der journalistischen Eignung.“ (Dovifat 1962: 30)

Dovifats normatives, subjektivistisches und praktizistisches Verständnis von Journalismus geht weit hinter die Vorschläge von Max Weber und anderen Vertretern einer soziologisch ausgerichteten Journalismusforschung zurück. Sein Einfluß sowohl auf die journalistische Berufspraxis (Begabungsideologie) als auch auf die wissenschaftliche Theoriebildung (subjektbezogener Journalismusbegriff) ist gleichwohl bis in der heutige Zeit nachweisbar.

Der Erfolg des Empirismus, des (Neo-) Positivismus und der analytischen Philosophie als Grundlagen wissenschaftlicher Erkenntnis führte nach dem Zweiten Weltkrieg zunächst in den USA, später auch in Deutschland zu einer Umorientierung der Journalismusforschung. Mit der Einsicht in die Notwendigkeit intersubjektiver Überprüfbarkeit und dem Verzicht auf allgemeine normative Weltbilder zugunsten logischer Arbeit im Detail konzentrierte sich die Forschung zunehmend auf spezifische Problemfelder der Aussagenentstehung, die mit Hilfe empirischer Methoden erhellt werden sollten. Als erster Forschungsschwerpunkt kristallisierte sich in den USA die Frage nach dem Entscheidungsverhalten von Journalisten heraus. Ausgangspunkt waren dabei die sozialpsychologischen Studien von Kurt Lewin, der sich während des Zweiten Weltkriegs mit den Einkaufsgewohnheiten US-amerikanischer Hausfrauen beschäftigt hatte.

David Manning White (1950) übertrug den in diesem Kontext entwickelten 'Gatekeeper'-Ansatz auf die Journalismusforschung. Er reduzierte seine Analyse freilich auf die Betrachtung der individuellen, von strukturellen Bedingungen scheinbar unabhängigen Auswahlentscheidungen des Gatekeepers (Torhüter, Schleusenwärter), der entscheidet, welche Themen das 'Tor' der Medien passieren dürfen. Mit der Entscheidung für eine empirisch-analytische Vorgehensweise war also nicht zwingend eine Abkehr vom methodologischen Individualismus verbunden. Erst die empirisch begründete These, dass die Selektion von Nachrichten auf komplexeren Prozessen beruht, weitete den Blick. Die Gatekeeper-Forschung, die zunächst an individualistische Orientierungen anknüpfte, wandte sich zunehmend einer organisationsbezogenen Perspektive zu und bereitete damit den Boden für eine im weitesten Sinn systemtheoretische Herangehensweise.

Die erste empirische Studie, in der ein 'organisiertes soziales System' und nicht die journalistischen Subjekte den theoretischen Fokus bildete, wurde Mitte der sechziger Jahre entworfen und 1969 publiziert. Ihr Autor, der Kommunikationswissenschaftler Manfred Rühl, hat die weitere Entwicklung der Journalismusforschung seitdem nachhaltig geprägt. Eine Pionierarbeit war Rühls Studie aber nicht nur aufgrund ihrer theoretischen Neuorientierung. Seine Fallstudie über die Strukturen und Funktionen einer Zeitungsredaktion (vgl. Rühl 1969) gehört zu den ersten Untersuchungen, die einen Umbruch in der deutschen Publizistikwissenschaft signalisierten: von der Vermutungs- und Behauptungswissenschaft zur Beschreibungs- und Erklärungswissenschaft. Sichtbares Zeichen für diesen Wandel: Nicht mehr vor allem Berufspraktiker, sondern eine zunehmende Zahl von Wissenschaftlern beschäftigten sich mit dem Journalismus. Diese bedienten sich mit wachsendem Eifer in dem

Besteckkasten der empirischen Sozialforschung, die bis dahin fast ausschließlich in der demoskopischen Medienwirkungsforschung eingesetzt worden war. Aus einer weitgehend praktizistischen und berufsideologischen Apologie entstand so nach und nach die moderne empirisch-analytische Journalismusforschung.

Seit den sechziger Jahren dominiert der empirisch-analytische Zugang (auch) die deutsche Journalismusforschung. Dennoch finden sich nach wie vor normative Ansätze, deren Wurzeln sich Anfang des 20. Jahrhunderts bildeten. Auch die subjekt-orientierte Journalismusforschung, die mit dem normativen Ansatz entstand, verschwand keineswegs mit dem Relevanzgewinn des System-/Umwelt-Paradigmas, das seit den achtziger Jahren zunehmend in den Blickpunkt rückte. Insofern lässt sich konstatieren, dass mit der Entwicklung eines neuen Paradigmas ein älterer theoretischer Fokus im Regelfall nicht verschwindet, sondern – im Sinne einer Alternative – erhalten bleibt. Einiges spricht dafür, dass journalismusbezogene Theorien sich weder, im Sinne des Wissenschaftsverständnisses des englischen Philosophen Francis Bacon (1561-1626), linear-kumulativ entwickelt haben noch, im Sinne des Wissenschaftstheoretikers Thomas Kuhn, als regelmäßige Abfolge normaler und revolutionärer Phasen. Die theoretische Basis der Journalistik wurde zunehmend entgrenzt im Sinne einer diskontinuierlichen Herausbildung einer Multiperspektive. Der Erkenntnisfortschritt beruht weniger auf der Substitution 'veralteter' Theorien, sondern primär auf Komplexitätsgewinnen durch die Entwicklung neuer und die Modifikation älterer Theorien (vgl. Löffelholz 2000a: 18 u. 32 ff.).

3. Theoretische Konzepte der Journalistik

Heute präsentiert sich die Journalistik als ein pluralistisches, differenziertes und dynamisches Forschungsgebiet innerhalb der Kommunikationswissenschaft. Gerade die Vielfalt und Heterogenität der theoretischen Ansätze, die im Zuge des Relevanzgewinns der Kommunikatorforschung entstanden sind, erschweren freilich ihre Systematisierung.

Schon in den siebziger Jahren unterschied Weiß (1977) in einer umfangreichen Sekundäranalyse wissenschaftlicher Studien zum Journalismus drei Forschungsrichtungen: das Konzept der ‚Aussagenentstehung‘, den berufssoziologisch beeinflussten ‚Professionalisierungsansatz‘ sowie die aus den USA importierte ‚Gatekeeperforschung‘. Anfang der achtziger Jahre bewog die unübersichtliche Situation Manfred Rühl, seine Habilitationsschrift mit Bemerkungen über die „Schwierigkeiten, Journalismus zu identifizieren“ (Rühl 1980: 11) einzuleiten. Am Beginn der neunziger Jahre konstatierte Rühl in einer Bestandsaufnahme journalismusbezogener Theoriebildung weiterhin „ein pluralistisches Gefüge sehr verschiedenartiger Bestrebungen (...), die nur zum Teil in wechselseitiger Berührung stehen. Die Weiterarbeit an den nebeneinander herlaufenden, sich da und dort kreuzenden oder auch ineinander überleitenden Forschungen scheint keine integrierende Journalismustheorie zu versprechen.“ (Rühl 1992: 127)

Diese Einschätzung teilen, Ende der neunziger Jahre, auch Scholl/Weischenberg. Sie beobachten „drei kaum verbundene Richtungen der Journalismusforschung, die sich von einem unterschiedlichen Verständnis von Journalismus leiten lassen: Journalismus als Addition von Personen, als Addition von Berufsrollen und als Ergebnis von Kommunikationsprozessen.“ (Scholl/Weischenberg 1998: 27)

Im Unterschied zu diesen – weitgehend auf Überlegungen aus den siebziger Jahren basierenden – Versuchen, theoretische Konzepte der Journalistik zu systematisieren, wird in diesem Beitrag ein neuer Ordnungsrahmen vorgestellt. Neben klassischen Konzepten wie dem ‚normativen Individualismus‘ oder dem ‚analytischen Empirismus‘ werden Strömungen berücksichtigt, die auf der neueren soziologischen Diskussion über die Integration von Mikro- und Makroansätzen beruhen. Insgesamt lassen sich acht Theoriekonzepte identifizieren, die für die Journalistik besonders relevant sind:

- der normative Individualismus,
- die materialistische Medientheorie,
- der analytische Empirismus
- der legitimistische Empirismus,
- die (kritischen) Handlungstheorien,
- die funktionalistischen Systemtheorien,
- die (konstruktivistischen) Integrations-theorien sowie
- die Cultural Studies.

Der hier benutzte Begriff des ‚Theoriekonzepts‘ ist nicht gleichzusetzen mit dem Terminus ‚theoretischer Ansatz‘. Theoriekonzepte bezeichnen keinen in sich geschlossenen Ansatz, sondern subsumieren unter einem charakteristischen Label unterschiedliche theoretische Ansätze, die sich in ihrem Entstehungskontext, ihrer Herangehensweise, ihrem jeweiligen Untersuchungsfokus, der Komplexität ihrer Theoriearchitektur und ihrem Ertrag für die empirische Forschung ähneln (siehe Tabelle 1).

3.1 Der normative Individualismus

Mit dem Konzept des ‚normativen Individualismus‘ werden Überlegungen aus der Frühphase der Journalismusforschung charakterisiert, die Anfang des 20. Jahrhunderts in den Wissenschaften insgesamt alles andere als ungewöhnlich waren und bis in die heutige Zeit nachwirken. Wissenschaftler wie Otto

Konzept	Vertreter	Kontext	Fokus	Komplexität	Ertrag
Normativer Individualismus	Emil Dovivat, Otto Groth, Walter Hagemann	Individualismus, normative Publizistik, ‚Zeitungswissenschaft‘	Begabung und Gesinnung journalistischer Persönlichkeiten	Sehr gering	Gering
Materialistische Medientheorie	Hermann Budzislawski, Horst Holzer, Wulf D. Hund	Historischer und dialektischer Materialismus	Journalismus als klassenabhängige und kapitalverwertende Warenproduktion	Gering	Sehr gering
Analytischer Empirismus	Klaus Schönbach, Winfried Schulz, David Weaver	Empirismus, analytische Philosophie, Theorien mittlerer Reichweite	Nachrichtenselektion, Agenda Setting und journalistische Akteure	Mittel	Hoch
Legitimistischer Empirismus	Wolfgang Donsbach, Hans-Mathias Kepplinger, Renate Köcher	Empirismus, Medienwirkungsforschung, politische Normen	Verhaltensnormen, Wirklichkeitsbezug und journalistische Akteure	Mittel	Mittel
(Kritische) Handlungstheorien	Achim Baum, Hans-Jürgen Bucher, Maximilian Gottschlich	Basiskonzepte aus Linguistik und Soziologie, Kritische Theorie	Journalismus als soziales und kommunikatives Handeln, Handlungsregeln	Hoch	Gering
Funktionalistische Systemtheorien	Bernd Blöbaum, Matthias Kohring, Manfred Rühl	Differenzlogik, Theorie autopoietischer sozialer Systeme	Journalismus als soziales System in der Weltgesellschaft	Sehr hoch	Mittel
(Konstruktivistische) Integrations-theorien	Martin Löffelholz, Christoph Neuberger, Siegfried Weischenberg	Konstruktivismus, Akteur-Struktur-Dynamik, Strukturierungstheorie	Journalistische Kognitionen und Kommunikationen im Systemzusammenhang	Hoch	Gering
Cultural Studies	John Hartley, Elisabeth Klaus, Rudi Renger	Kritische Theorie, Semiotik, Linguistik, Handlungstheorien	Journalismus als Teil der Populärkultur zur (Re-) Produktion von Bedeutung	Mittel	Sehr gering

Tabelle 1: Synopse theoretischer Konzepte der Journalismusforschung

Groth, Karl Bücher, Karl Jäger, Hans Amandus Münster und andere orientierten sich an einer individualistischen Weltanschauung, die Ende des 18. Jahrhunderts begann und die sozialphilosophische Lehre des Utilitarismus fundierte, wonach Nützlichkeit als moralische Kategorie und Grundlage sittlichen Verhaltens betrachtet wurde.

Der Individualismus bildete die normative Basis einer journalistischen Begabungsideologie, die bei manchen Fachvertretern darin kulminierte, Journalisten zu geistigen „Führern“ zu erheben – wie das folgende Zitat illustriert: „Natürlich muß man zum Journalisten geboren sein, sofern diese Forderung besagen will, daß man auch zum Berufe des

Redakteurs Lust und Liebe, inneres Bedürfnis, Idealismus mitbringen soll [...] Seiner Aufgabe kann der Journalist nicht anders gerecht werden, als durch unerschütterliche Wahrheitsliebe, unbedingte Wahrheitstreue und große Sachkenntnis. [...] Denn darin gipfelt sein Beruf: Führer zu sein seinem Volke.“ (Jäger 1926: 3 f.) Wegen der Konzentration auf die Begabung und Gesinnung einzelner Journalisten erreichte der ‚normative Individualismus‘ eine nur geringe theoretische Komplexität. Gesellschaftliche und organisatorische Bezüge, wie Arbeitsteilung und redaktioneller Arbeitsprozeß, wurden zwar von manchen – wie Karl Bücher, Nationalökonom und Gründer des Leipziger Instituts für Zeitungswissenschaft – erkannt, aber letztlich doch auf das

Tun einzelner Personen zurückgeführt (vgl. Bücher 1926: 31 ff.).

3.2 Die materialistische Medientheorie

Mit der Geschichte des Leipziger Institutes eng verbunden ist auch das Journalismuskonzept der ‚materialistischen Medientheorie‘. Mit der Gründung der DDR begannen Wissenschaftler wie Hermann Budzislowski, der die Nazi-Zeit im US-Exil verbrachte, an der Karl-Marx-Universität in Leipzig eine „sozialistische Journalistik“ als Zweig der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften zu entwerfen. Das Augenmerk galt vor allem der Ableitung theoretischer Aussagen über den Journalismus aus den Werken von Marx, Engels und Lenin. In diesem Konzept wird der Journalismus definiert als „ausgeprägt klassenmäßig bestimmte Institution des politischen Überbaus der Gesellschaft, zugleich geistig-praktische politische Tätigkeit der periodischen und öffentlichen Verbreitung politisch aktueller Information und Argumentation. Der Journalismus stellt jene Massenkommunikation her, derer die Gesellschaft oder die sozialen Klassen bedürfen, um unter den Bedingungen hochentwickelter und universeller gesellschaftlicher Beziehungen, raschen Entwicklungstempos der Gesellschaft sowie der Einbeziehung großer Massen in die Klassenauseinandersetzung bzw. in die Gestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse entsprechend dem jeweiligen Klassenkampf zu lenken und zu organisieren.“ (Dusiska 1973, S. 113 ff.)

Im Rahmen dieses Verständnisses wurden u.a. die „Organisatorischen Grundlagen der Redaktionsarbeit“ behandelt, eine „Genretheorie der proletarischen Presse“ entwickelt und eine Systematik der „journalistischen Methodik“ erarbeitet (vgl. Weischenberg 1992: 27 ff.). Berufspolitisch war die „sozialistische Journalistik“ recht erfolgreich – gemessen am Anteil der Leipziger Absolventen an der Ge-

samtzahl der Journalistinnen und Journalisten der DDR. Verantwortlich für diesen Erfolg waren die Orientierung an den Ansprüchen der Berufspraxis, vor allem aber das Quasi-Monopol für die Journalistenausbildung in der DDR.

In Westdeutschland fristeten die ‚materialistische Medientheorie‘ und das damit verbundene Journalismuskonzept dagegen ein Nischendasein. Fachvertreter wie Horst Holzer (1973) oder Wulf D. Hund und Bärbel Kirchoff-Hund (1980) analysierten den Journalismus als Produktionsprozeß von Medienaussagen, der „klassenabhängig“ sei sowie den Bedingungen der „Kapitalverwertung“ und der Entwicklung der „Produktivkräfte“ unterliege (vgl. Hund/Kirchoff-Hund 1980: 88 ff.). Die mediensoziologische Operationalisierung des historischen Materialismus führte dazu, gesellschaftliche Kommunikation generell und den Journalismus speziell als ökonomisch determiniert zu beschreiben: Medien gelten danach als Produktionsunternehmen und Nachrichten als Waren. Dieser Ökonomismus, aber auch die ideologische Zurichtung des Ansatzes haben seine theoretische Komplexität wie seine empirische Relevanz stark gemindert. Im Unterschied zu den siebziger und achtziger Jahren orientiert sich die wissenschaftliche Debatte am Beginn des 21. Jahrhunderts kaum noch an diesem Konzept, obgleich der Hinweis auf Kommerzialisierungsphänomene zum Standardrepertoire empirischer Journalismusanalysen gehört.

3.3 Der analytische Empirismus

Im Gegensatz dazu stellt der ‚analytische Empirismus‘ das zentrale Paradigma der kontemporären Journalismusforschung dar. Der Erfolg des Konzeptes beruht, wie angedeutet, vor allem auf der Übernahme der Prämissen des Empirismus und der analytischen Philosophie (z. B. der Qualitätsnorm ‚intersubjektive Überprüfbarkeit‘) sowie auf der konzentrier-

ten Entwicklung und empirischen Prüfung von Theorien mittlerer Reichweite wie etwa des Gatekeeper- oder des Agenda-Setting-Ansatzes. Auf eine gesellschaftstheoretische Einordnung des Journalismus zielt dieses Konzept nicht. Primär für eine konsistente Theorie im Sinne des empirisch-analytischen Paradigmas sind verschiedene Bedingungen, die an dieser Stelle nur knapp skizziert werden können. So soll eine Theorie mindestens zwei Variablen verknüpfen, und die in ihr enthaltenen Variablen und Begriffe müssen hinlänglich definiert sein. Begriffe sind durch Transformationsregeln mit Beobachtungen zu verbinden, also durch Regeln, welche die Bedeutung der Begriffe durch Beobachtungsausdrücke wiedergeben. Schließlich sind einschränkende Bedingungen, welche die Anwendung der Theorie kontrollieren, einzeln anzugeben (vgl. Löffelholz 2000a: 21 ff.).

Von *der* empirisch-analytischen Journalismusforschung zu sprechen, ist freilich waghalsig – angesichts der enormen theoretischen, methodischen und thematischen Vielfalt, die sich seit den siebziger Jahren entwickelte. Zu den untersuchten Themenfeldern gehören beispielsweise die beruflichen Einstellungen und Bewußtseinsstrukturen von Journalisten, die Professionalisierung und Sozialisation in Medienbetrieben, die redaktionellen Organisationsstrukturen und Arbeitsbedingungen, die Folgen der Einführung neuer Technologien oder die Berufssituation von Frauen im Journalismus (vgl. Böckelmann 1993). Die empirisch-analytische Journalismusforschung als eigenes Konzept zu formulieren, fällt darüber hinaus schwer, weil die methodologischen Prämissen des ‚analytischen Empirismus‘ in anderen Journalismuskonzepten weitgehend übernommen werden – insbesondere in den Handlungs-, System- und Integrationstheorien, weniger dagegen in den so genannten Cultural Studies. Nicht überraschend ist aus diesem Grund, dass die Beschreibung von Methoden und Befunden der Journalismusfor-

schung auf Werken gründet, die in erster Linie den Prämissen des ‚analytischen Empirismus‘ folgen (siehe Abschnitt 4).

3.4 *Der legitimistische Empirismus*

Als empirisch-analytisch begründet definieren auch die Vertreter des ‚legitimistischen Empirismus‘ ihr Journalismuskonzept. Die Bezeichnung ‚legitimistischer Empirismus‘ ist an Baums (1994) gesellschaftstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung angelehnt und soll Unterschiede zum ‚analytischen Empirismus‘ verdeutlichen: In Abgrenzung zur funktionalistischen Systemtheorie spricht Baum vom ‚Legitimus der Mainzer Schule‘ der Publizistikwissenschaft, der vor allem mit den Arbeiten von Elisabeth Noelle-Neumann, Hans Mathias Kepplinger und Wolfgang Donsbach verbunden sei (vgl. Baum 1994: 208 ff.).

Bis Ende der siebziger Jahre hatten sich diese Fachvertreter vor allem mit dem Publikum (Noelle-Neumann) und den Medienaussagen (Kepplinger) befasst. Donsbach, ein Schüler Noelle-Neumanns, verband dem gegenüber Aussagen über den Berufsjournalismus mit der Aussage Noelle-Neumanns, der große Einfluss der Massenmedien sei nur zufriedenstellend zu erklären, wenn die Medienwirkungsforschung sich auch den Kommunikatoren zuwende. Entscheidend sei dabei die Frage, wie journalistische Berufseinstellungen legitimiert seien, also „ob diejenigen, die den größten Einfluß auf die Inhalte der Massenkommunikation ausüben, mit dieser Macht so umgehen, daß der Gemeinschaft daraus kein Schaden erwächst.“ (Donsbach 1982: 10) Nach diesem Verständnis ist die Journalismusforschung ein Teil der Medienwirkungsforschung.

Um die Leitfrage des ‚legitimistischen Empirismus‘ zu beantworten, werden kommunikationspolitische Normen, insbesondere die

verfassungsrechtliche Stellung der Medien, mit Befunden der empirisch-analytischen Journalismusforschung konfrontiert. Aussagen über das journalistische Selbstverständnis, die politischen Präferenzen von Journalisten, ihren Motiven, die sie mit ihrem Beruf verbinden, werden verbunden mit Aussagen über den Umgang mit Kollegen sowie den Vorstellungen, die Journalisten vom Publikum besitzen. Eine Analyse dieser Merkmale und Einstellungen wird deshalb als wichtig erachtet, da sie – wie unterstellt wird – handlungsrelevant seien, also Konsequenzen für die journalistischen Produkte und damit das Publikum besäßen. Die zentrale Argumentationslinie des ‚legitimistischen Empirismus‘: Journalisten seien eine gesellschaftliche Macht, eine privilegierte Berufsgruppe, die zwar über weit mehr Partizipationschancen als die übrigen Bürger, aber keine entsprechende gesellschaftliche Legitimation verfüge. Journalisten seien eine ungewöhnlich homogene Berufsgruppe mit ähnlichen politischen Einstellungen, die mit ihren Merkmalen, Interessen und Einstellungen jedoch keineswegs die Gesamtbevölkerung repräsentiere. Journalisten beschränkten sich nicht auf die Rolle des Vermittlers von Informationen, sondern praktizierten vorwiegend einen wertungsorientierten Journalismus und nähmen damit politisch Einfluß (vgl. Donsbach 1982: 218 ff.).

Kritiker des ‚legitimistischen Empirismus‘ bemängeln, dass das Konzept primär auf die individuellen Einstellungen von Journalistinnen und Journalisten abhebe, die strukturellen Bedingungen der Medienproduktion aber außer Acht lasse, so etwa die Zeit- und Quellenabhängigkeit journalistischen Handelns. Kritisiert wird auch die Gleichsetzung von Journalismus und Medien: Dadurch würden die Abhängigkeiten journalistischen Handelns von ökonomischen, organisatorischen und technologischen Strukturen ausgeblendet. Zudem werde nicht nachgewiesen, sondern nur unterstellt, dass die Kommunikations-

absichten der Journalisten und ihre Einstellungen handlungsrelevant seien (vgl. Altmeppen/Löffelholz 1998: 105 ff.).

3.5 Die (kritischen) Handlungstheorien

Kennzeichnend sowohl für den analytischen wie für den legitimistischen Empirismus ist eine (implizite) Orientierung an Denkfiguren, die auf handlungstheoretische Grundüberlegungen zurück gehen und von Soziologen wie Max Weber, Alfred Schütz und Thomas Luckmann entwickelt worden sind. „Soziales Handeln aber soll ein solches Handeln heißen, welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist.“ (Weber 1984: 19) Kerngegenstände der an Weber orientierten Handlungstheorien sind demnach die handelnden Akteure, ihre Handlungen und deren Sinn. Soziales Handeln wird durch Regeln geformt, die sich im Prozess menschlicher Interaktion bilden. Handlungstheoretisch orientierte Journalismusforschung, wie etwa die Beschreibung und Analyse redaktioneller Entscheidungsprozesse, zielt primär auf die Typologisierung journalistischer Handlungsformen, -muster und -regeln.

Im Unterschied zur Medienwirkungsforschung, die mit der Ethnomethodologie, der Alltags- und Lebensweltanalyse und dem symbolischen Interaktionismus (Nutzen-Ansatz) elaborierte handlungstheoretische Ansätze fruchtbar gemacht hat, erschöpft sich die Verarbeitung der ‚(kritischen) Handlungstheorien‘ in der Journalismusforschung oft in der Verwendung entsprechender Begriffe. Theoretisch elaborierte Ansätze haben bislang nur wenige Fachvertreter entwickelt: Zu nennen sind vor allem die an Jürgen Habermas‘ kritisch-theoretischem Ansatz orientierten Arbeiten von Gottschlich (1980) und Baum (1994) sowie der sprachwissen-

schaftlich begründete Ansatz von Bucher (2000).

Baum möchte zeigen, dass die Massenkommunikation über das soziale Handeln in lebensweltliche Kontexte eingebettet ist und somit der „Originalmodus des journalistischen Handelns verständigungsorientiert ist“ (Baum 1994: 395). Gleichwohl verwendet er Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns primär als Kronzeuge für seine differenzierte Kritik der Kommunikatorforschung, ohne den Ansatz im Detail für die Journalistik zu operationalisieren. Gottschlich (1980) setzt sich, ebenfalls unter Berufung auf das verständigungsorientierte Werk von Habermas, mit der Rolle des Journalismus für den gesellschaftlichen Diskurs und der Legitimität des gesellschaftlichen Einflusses von Journalisten auseinander. Darauf aufbauend entwickelt er einen normativen Bezugsrahmen für die Analyse und Überwindung des von ihm konstatierten journalistischen „Orientierungsverlustes“, der aus der Diskrepanz zwischen subjektiven Berufsvorstellungen und objektiver Berufsrealität rührt.

Bucher (2000) schließlich bemüht sich um eine nicht akteurstheoretisch verkürzte Handlungstheorie, um damit die Dichotomie von Mikro- und Makro-Analysen aufzuheben. Im Mittelpunkt stehen bei ihm die Zusammenhänge journalistischer Handlungen (Handlungsnetze), die als komplexe soziale Ereignisse analysiert werden. „Für institutionelles Handeln, wie es das journalistische Handeln darstellt, ist es charakteristisch, daß die Funktion und der Zweck der Institution den Rahmen bildet für die Intentionen von Einzelhandlungen. Oder strenger formuliert: Die Funktionen und Zwecke der Institution sind die Bedingung der Möglichkeit, innerhalb dieser Institution in spezifischer Weise intentional zu handeln. Umgekehrt eröffnen deshalb die individuellen Handlungen aufgrund ihres indexikalischen Charakters auch einen

Weg zur Rekonstruktion der Funktionen und Zwecke von Institutionen.“ (Bucher 2000: 255)

Mit den Basisbegriffen der Regel, des kommunikativen Prinzips, des gemeinsamen Wissens und der Rekursivität des Verstehens orientiert sich dieser Ansatz an der spezifischen Dynamik der Kommunikation und nicht an den Absichten der Handelnden. Eine solche Handlungstheorie verhält sich nach Auffassung von Bucher komplementär zur Systemtheorie.

3.6 Die funktionalistischen Systemtheorien

Begonnen hat die Ausarbeitung ‚funktionalistischer Systemtheorien‘ als Konzept für die Beschreibung des Journalismus mit der Studie „Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System“ (Rühl 1969), die einen Perspektivenwechsel einleitete: „Redaktionelles Handeln als Herstellen von Zeitungen in einem industriell hochentwickelten Gesellschaftssystem erfolgt nicht nur durch einige Nachrichten sammelnde, redigierende und schreibende Redakteure, sondern vollzieht sich vielmehr als durchrationalisierter Produktionsprozess in einer nicht minder rationalisierten und differenzierten Organisation.“ (Rühl 1969: 13)

Rühl wandte sich also gegen die normative und individualistische Tradition der deutschen Journalismusforschung und entwarf eine Alternative: „Die Person als Paradigma ist ein viel zu komplexer und viel zu unelastischer Begriff, um als Bezugseinheit für Journalismus dienen zu können. Dafür wird der Begriff des Sozialsystems vorgeschlagen, der es zuläßt, zwischen Journalismus und seinen Umwelten zu unterscheiden.“ (Rühl 1980: 435-439) Seine Überlegungen zur Redaktion als soziales System differenzierte und erweiterte er in einer Reihe von Publikationen – insbesondere in seiner Habilitationsschrift „Journalismus und Gesellschaft“ (Rühl 1980).

Zu den wesentlichen Bausteinen ‚funktionalistischer Systemtheorien‘ gehören das System/Umwelt-Paradigma als „Ordnungsprinzip einer allgemeinen Theorie des Journalismus“ (Rühl 1992: 127) und die Identifikation einer journalismusspezifischen Funktion, die für Rühl zunächst in der „Herstellung und Bereitstellung von Themen zur öffentlichen Kommunikation“ (Rühl 1980: 323) liegt. Weitere Theoriebausteine sind die Annahme einer journalismusinternen Herausbildung und Differenzierung von (Entscheidungs-)Strukturen (vgl. Rühl 1980: 251 ff.) sowie die gesellschaftliche Einbettung des Journalismus, der „stets abhängig von einem soziohistorisch zu bestimmenden Gesellschaftssystem“ (Rühl 1992: 131) sei.

Im Laufe der vergangenen Jahrzehnte orientierten sich viele an diesem Grundverständnis, kritisierten es und versuchten, es weiterzuentwickeln (vgl. als Überblick: Löffelholz 2000: 147 ff.) Denn die Trennung von Journalisten als Personen vom Journalismus als Sozialsystem versprach eine Überwindung der simplifizierenden Vorstellungen aus der Frühzeit der Journalismusforschung sowie den Anschluss an die gesellschaftstheoretische Debatte, ohne den Anspruch auf eine empirische Prüfung der Theorie aufgeben zu müssen.

Der Systembegriff wird in der Kommunikatorforschung freilich keineswegs einheitlich verwendet. Grenzt Rühl die Redaktion als soziales System konsequent von dem Verlag, dem Publikum, dem Redaktionsarchiv, der Technologie oder den handelnden Personen ab, kritisieren andere gerade diese Geschlossenheit. Um realitätsnäher zu operieren, seien offenere Systemvorstellungen notwendig (vgl. z. B. Dygutsch-Lorenz 1971). Daneben lassen sich Vorstellungen beobachten, die mit dem Systembegriff operieren, aber dennoch das Erbe individualistischer Ansätze pflegen. So versteht Kepplinger (2000: 86 f.) den Journalismus als ein Akteurs- oder Regelsystem, das als

heterogenes Bündel von Personen, Organisationen und Institutionen verstanden werden könne. Der Begriff Journalismus bezeichne die Bedingungen, Arten und Auswirkungen der Berufstätigkeit von Journalisten; der Journalismus sei ein Subsystem der Massenkommunikation.

Aber auch innerhalb der ‚funktionalistischen Systemtheorien‘ werden unterschiedliche Ansätze verfolgt, die sich vor allem hinsichtlich der zugrunde gelegten systemischen Einbindung unterscheiden: Handelt es sich beim Journalismus um ein Funktionssystem *in der Gesellschaft*, wie Rühl (1980) oder Scholl/Weischenberg (1998) annehmen? Oder operiert der Journalismus als Bestandteil, als organisiertes Leistungssystem, *in einem Funktionssystem* wie Öffentlichkeit, Publizistik oder Massenmedien? Divergente Auffassungen gibt es dementsprechend in Bezug auf die Strukturen, welche die innere Ordnung des Systems ausmachen, sowie in Bezug auf die (Primär-)Funktion, die dem Journalismus zugeschrieben wird. Rühl selbst modifizierte sein Konzept mehrfach (vgl. Rühl 1992: 129, Rühl 2000: 73).

Kritik müssen sich die Vertreter ‚funktionalistischer Systemtheorien‘ aus unterschiedlichen Blickwinkeln gefallen lassen. Moniert wird, dass systemtheoretische Ansätze die Relevanz journalistischer Subjekte für den Vollzug journalistischer Handlungen unterschätzen. Moniert wird, dass die weitreichenden Verschränkungen zwischen medien-spezifischen (etwa ökonomischen) und journalistischen Prozeduren ausgeblendet werden. Moniert wird die Dichotomie von System und Subjekt, durch die handlungstheoretische Ansätze auf eine mikrostrukturelle Akteurperspektive verkürzt würden, obgleich Handlungstheorien sich ausdrücklich mit dynamischen sozialen Strukturen beschäftigen (vgl. zusammenfassend: Löffelholz 2000a: 55 f.).

3.7 Die (konstruktivistischen) Integrations- theorien

Vor diesem Hintergrund ist es nicht erstaunlich, dass sich in der Journalismusforschung der neunziger Jahren nicht nur der systemtheoretische Diskurs differenzierte, sondern sich auch die Suche nach Integrationstheorien ausweitete, mit der die Dichotomie von System und Subjekt, von Struktur und Handlung überwunden werden kann. Keiner dieser Ansätze vermag zwar allen Ansprüchen an eine elaborierte Theorie zur Beschreibung des Journalismus zu genügen. Gleichwohl handelt es sich zumeist um anspruchsvollere Theoriearchitekturen, die im Wesentlichen mit bestimmten soziologischen Neuorientierungen verbunden sind.

So überträgt Christoph Neuberger (2000) das Konzept der Akteur-Struktur-Dynamiken des Soziologen Uwe Schimank, in dem Akteur-, Institutionen- und Systemtheorie verbunden werden, auf die Journalismusforschung. Journalistische Organisationen – wie beispielsweise Redaktionen – können danach sowohl als Institutionenkomplexe als auch als kollektiv handelnde Akteure analysiert werden. Die journalistischen Funktions-, Institutionen- und Handlungsebenen sind in diesem Ansatz zwar aufeinander bezogen, aber nicht unmittelbar miteinander verknüpft. Interaktionen werden also nicht allein aus strukturellen Imperativen abgeleitet, sondern können durchaus zu einer eigenständigen Strukturgenerierung führen. Ähnlich argumentieren Klaus-Dieter Altmeppen (2000) und Thorsten Quandt (2001), die die Strukturierungstheorie von Anthony Giddens als Ausgangspunkt für empirische Untersuchungen journalistischen Handelns fruchtbar machen wollen.

Eine integrative Perspektive verfolgt seit längerem auch der Hamburger Kommunikationswissenschaftler Siegfried Weischenberg. Nach ihm sind die Themen der Journalistik auf

vier Ebenen bezogen: die Mediensysteme (Normenkontext), die Medieninstitutionen (Strukturkontext), die Medienaussagen (Funktionskontext) und die Medienakteure (Rollenkontext). „Normen, Strukturen, Funktionen und Rollen bestimmen in einem Mediensystem, was Journalismus ist, der dann nach diesen Bedingungen und Regeln Wirklichkeitsentwürfe liefert.“ (Weischenberg 1992: 67). Das – von ihm so benannte – ‚Zwiebel-Modell‘ setzte er zunächst nur als Ordnungsschema journalismusbezogener Forschungsgegenstände ein. Später avancierte es zu einem „Modell zur systematischen Erfassung von Faktoren, welche ein Journalismus-System konstituieren“ (Scholl/Weischenberg 1998: 21 f.).

Dabei berufen sich Scholl/Weischenberg vor allem auf die konstruktivistische Systemtheorie, also einen Ansatz, der neben dem Systembegriff („Kommunikationen“) auch den Akteurbegriff („Kognitionen“) benutzt. „Das Modell setzt das System/Umwelt-Paradigma insofern konsequent um, als es die diversen Umwelten, mit denen das System Journalismus ´in Kontakt` steht, durchdekliniert und in Hinblick auf Formen ´struktureller Koppelung` abklopft.“ (Scholl/Weischenberg 1998: 22) So nützlich die in dem Modell zusammengefaßten Ordnungsprinzipien sind, so offenkundig sind freilich die theoretischen Brüche, wenn ein Anschluß an die konstruktivistische Systemtheorie angestrebt wird.

Dass ein Modell, welches auf einfluss-theoretischen Prämissen basiert, kompatibel zu einem Ansatz sein soll, der von der Auto-poiese und operationalen Geschlossenheit sozialer Systeme ausgeht (vgl. Scholl/Weischenberg 1998: 47 ff.), erschließt sich nicht unmittelbar. Das betrifft zum Beispiel die stratifikatorische Zuordnung der verschiedenen ‚Zwiebelschalen‘: Warum etwa sollen äußere Faktoren die Einstellungen der Akteure ‚beeinflussen‘, während die Akteure offenbar ‚ein-

flusslos' sind, also Rückwirkungen vom Rollenkontext in Richtung Funktions- oder Strukturzusammenhang nicht vorgesehen sind? Ob ein als Systematisierung geeigneter Katalog von Forschungsgegenständen ohne weitere Anpassung zu einem Modell der Beziehungen des Systems Journalismus zu seinen Umwelten werden kann, ist ebenfalls zweifelhaft. Da die Themen unterschiedliche Dimensionen betreffen (von der Redaktionstechnik bis zu Wirkungsaspekten), reicht der Hinweis auf strukturelle Kopplungen nicht aus, um plausibel zu machen, wie der Journalismus auf diese Bereiche bezogen ist.

Der lange Weg zu einer Integrationstheorie, in der die Bindungen zwischen Makro-, Meso- und Mikroebenen des Journalismus konsistent und viabel dargelegt werden, beginnt also erst. Erhebliches Integrationspotential ist in diesem Zusammenhang einem Ansatz zuzutrauen, der für die Journalismusforschung bisher – trotz des Anspruchs von Scholl/ Weischenberg (1998) – nur begrenzt fruchtbar gemacht wurde: der sozio-kulturelle Konstruktivismus, der die Zusammenhänge von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur in den Fokus rückt (vgl. Schmidt 1996).

3.8 Die Cultural Studies

Im Unterschied zum sozio-kulturellen Konstruktivismus wird in anders abgeleiteten kulturwissenschaftlichen Überlegungen das System-Paradigma beiseite gelassen und versucht, von einer neuen Warte aus den Journalismus adäquat zu beschreiben. Ausgangspunkte dafür bieten die so genannten Cultural Studies: Ausgehend von Überlegungen aus dem Marxismus, der Kritischen Theorie, der Semiotik, der Linguistik und den Handlungstheorien geht es ihnen um die kontextuelle Erforschung – und Veränderung (!) – des Verhältnisses von Kultur, Medien und Macht. Angesichts der vielfältigen Wurzeln und der Offenheit des Konzeptes ist es nicht überr-

schend, dass die Cultural Studies keinen geschlossenen theoretischen Ansatz darstellen; sogar der verwendete Kulturbegriff variiert stark. Bislang konzentrierten sich die Cultural Studies in zahlreichen Forschungsvorhaben auf die Rezeption und Aneignung von Medien, hauptsächlich auf die Unterhaltungsprogramme des Fernsehens (vgl. Hepp 1999).

Mit den Arbeiten von John Hartley (1996) und Rudi Renger (1999) wurden erstmals Versuche unternommen, die Kerngedanken der Cultural Studies in die Journalismusforschung zu übertragen. Journalismus wird von ihnen als ‚kultureller Diskurs‘ und Teil der Populärkultur begriffen. Journalismus als Bereich der Alltagskultur dient als Sphäre zur (Re-)Produktion von Bedeutung, Sinn und Bewusstsein. Dabei geht es den Cultural Studies weniger darum, wie journalistische Aussagen im Detail produziert werden. Statt dessen wird Journalismus, aus der Rezipientenperspektive, als Alltagsressource gesehen, die der sozialen Zirkulation von Bedeutung und Vergnügen dient. Medien wie die Tageszeitung werden als spezifische „Bedeutungsstruktur“ interpretiert, als „literarische und visuelle Konstrukte, die symbolische Mittel und Wege anwenden und von bestimmten Regeln bzw. Normen, Konventionen und Traditionen geformt werden.“ (Renger 2000: 475)

Ob sich der Ansatz der Cultural Studies in der Journalismusforschung, die mittlerweile über eine Vielzahl anspruchsvoller theoretischer Konzepte verfügt, durchsetzen kann und neue Einsichten ermöglicht, wird sich zeigen. Festzuhalten ist, dass der Kulturbegriff, der in der deutschsprachigen Kommunikationswissenschaft bislang stiefmütterlich behandelt wurde, für die journalismusbezogene Theoriebildung relevanter wird. Im Zuge der Globalisierung des Wirtschaftssystems entwickeln sich ‚transnationale Kulturen‘, welche die Produktionszusammenhänge in Medien-

konzernen zunehmend prägen. An Bedeutung gewinnt der Kulturbegriff weiterhin, weil in einer globalisierten Welt das verbindet, was trennt – die Möglichkeit, sich als kulturell unterschiedlich wahrnehmen zu können (vgl. Hepp/Löffelholz 2001).

4. Themen und Desiderata der empirischen Journalismusforschung

Die Emergenz und Heterogenität theoretischer Konzepte der Journalistik verdeutlichen, dass der Status journalismusbezogener Theorien nicht auf Dauer festgelegt und gesichert werden kann. Dem entsprechend gelten die Ergebnisse einer theoriegeleiteten Erforschung des Journalismus so lange als valide, bis sie durch andere Sichtweisen und Befunde abgelöst werden, die einen höheren Grad an Konsistenz aufweisen. Generell basieren Aussagen über den Journalismus – ob von Wissenschaftlern, Berufspraktikern oder Laien – auf Beobachtungen, also auf individuell, kulturell und sozialstrukturell geprägten Unterscheidungen und Benennungen. Die Befunde der Journalismusforschung sind somit gebunden an die jeweiligen theoretischen Konzepte, die den Blick des Forschers lenken, und an die jeweiligen Methoden, die eingesetzt werden, um die Leistungen und Strukturen des Journalismus empirisch zu beschreiben. Einen Journalismus ‚an sich‘ gibt es nicht.

In der empirischen Journalismusforschung finden sich neben der Befragung als hauptsächlich eingesetzter Forschungsmethode teilnehmende Beobachtungen und Inhaltsanalysen, seltener dagegen experimentelle Designs (vgl. Böckelmann 1993). Viele Befunde basieren auf Fallstudien oder Stichprobenuntersuchungen mit eng definierten Grundgesamtheiten und sind deshalb nicht verallgemeinerbar. Dennoch besitzt die Journalistik mittlerweile vielfältige Kenntnisse über den

Journalismus als System, über journalistische Strukturen, Produkte und Leistungen sowie über die Merkmale und Einstellungen journalistischer Akteure. Die entsprechenden Journalismusstudien stehen jedoch zumeist (nur) in der Tradition des analytischen Empirismus und basieren auf theoretischen Ansätzen mittlerer (oder geringer) Reichweite, sind also nicht direkt miteinander kompatibel. Weil übergeordnete theoretische Bezüge – etwa aus den System- oder Handlungstheorien – die Forschung bislang nur begrenzt geleitet haben, ergibt sich aus den zahlreichen Befunden „ein buntes, aber auch sehr beliebig wirkendes Mosaik der Aussagenentstehung und ihrer Akteure“ (Scholl/Weischenberg 1998: 39). Dieses Mosaik aus Einzelbefunden wird im Folgenden auf fünf Ebenen – Systeme, Strukturen, Produkte, Leistungen und Akteure – zusammen gesetzt, um auf diese Weise die zentralen Forschungsthemen zu skizzieren.

4.1 Die Systeme: Identifikation, Differenzierung und Entgrenzung

Der Journalismus, wie wir ihn heute kennen, entwickelte sich im 19. Jahrhundert. Mit der Professionalisierung journalistischer Berufsrollen und dem Übergang zur großbetrieblichen Produktionsweise reduzierte sich die Relevanz des bis dahin dominierenden schriftstellenden Journalismus (vgl. Baumert 1928). Es entstand ein differenziertes Berufs- und Arbeitsfeld mit komplexen Organisationsstrukturen und vielfältigen Leistungen für unterschiedliche Zielgruppen.

Werden wissenschaftliche Zustandsbeschreibungen zum Journalismus des beginnenden 21. Jahrhunderts zusammen getragen, finden sich dort üblicherweise Klagen über die Relevanzverluste des Aufklärungsjournalismus und die „ständige Entwicklung weg von der Information hin zur fiktionalen Unterhaltung“ (Scholl/Weischenberg 1998: 261). Rund 200 Jahre vor diesen Einschätzungen, am Ende

des 18. Jahrhunderts, kritisierte ein zeitgenössischer Beobachter in einer zeitungskundlichen Schrift, dass „ein Ritterordenfest bis auf den Winkel des gebogenen Knies voran dargestellt und dagegen der Abschluß eines Bündnisses unter einem Wust unerheblicher Nachrichten versteckt ist.“ (Schwarzkopf 1795: 84) Dieses Zitat illustriert, dass der Aufklärungsjournalismus von Beginn an nur ein Segment des sozialen Bereichs war, dem im Zuge funktionaler Differenzierung die primäre Verantwortung für die Beobachtung der Gesellschaft zugewachsen ist.

In Anlehnung an funktionalistische Systemtheorien kann der moderne Journalismus als Leistungssystem der Öffentlichkeit beschrieben werden, das alle Systeme einer funktional differenzierten Gesellschaft auf der Basis von Realitätstests aktuell beobachtet und damit ihre Selbstbeobachtung ermöglicht. Journalistische Leistungen bilden eine wichtige Voraussetzung, damit gesellschaftliche Subsysteme wie beispielsweise Politik, Wirtschaft, Sport oder Kunst sich selbst beobachten und ihre Operationen an eine sich verändernde Umwelt anpassen können. Als soziales System selektiert, bearbeitet und publiziert der Journalismus im Rahmen spezieller Organisationen (z. B. Redaktionen), bestimmter Handlungsprogramme (z.B. den Regeln journalistischer Recherche) und redaktioneller Rollendifferenzierung (z. B. Ressorts) Themen, die zielgruppenspezifisch als informativ und relevant gelten.

Insofern erweist sich der Journalismus als Sozialsystem, das seine Leistungen und Strukturen zwar permanent prüft und gegebenenfalls anpaßt, insgesamt aber mehr auf Stabilität als auf Variation ausgerichtet ist: Eher werden bewährte und akzeptierte Strukturen zur Herstellung aktueller Medianaussagen routinisiert und tradiert als innovative Programme, Prozesse und Rollen erprobt. So wird erklärbar, warum neue Medientechnolo-

gien keineswegs immer und keineswegs sofort im Journalismus implementiert werden. Seine Evolution beruht nicht nur auf steter Anpassung, sondern auch auf der Stabilisierung ausgewählter Neuerungen. Innovation und Tradition ermöglichen die Evolution des Journalismus (vgl. Löffelholz 1999).

Seine Leistungen erbringt der Journalismus im Rahmen spezifischer Bedingungen, die abhängig von der Gesellschaft sind, in der er operiert (vgl. Rühl 1980). Diese Beziehung zwischen Journalismus und Gesellschaft erweist sich zunehmend als reflexiv: Deshalb setzt sich die derzeitige Forschung vor allem mit den Konsequenzen auseinander, die sich aus der Mediatisierung der Gesellschaft, der wachsenden Relevanz von Medien und Journalismus für gesellschaftliche Prozesse, und ihren Rückwirkungen auf den Journalismus ergeben. Beobachtet wird u.a. eine wachsende Professionalisierung der Public Relations. Die Analyse der Beziehungen von Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit stellt daher einen Schwerpunkt der empirischen Kommunikationsforschung dar. (vgl. Löffelholz 2000b)

Neben diesem reflexiven Verhältnis zur Gesellschaft unterliegt der Journalismus seit seiner Genese juristischen und politischen Normen (z.B. der Freiheit der Medien vom Staat), die in Deutschland vor allem im Grundgesetz und in den Landesmediengesetzen beschrieben werden (vgl. Branahl 1992) sowie in marktwirtschaftlich verfassten Gesellschaften in besonderer Weise ökonomischen Einflüssen. Dazu gehören der Medienwettbewerb, die Medienkonzentration, die erwerbswirtschaftliche Ausrichtung der meisten Medienorganisationen sowie ihre Abhängigkeit von der Werbung als wichtigster Finanzierungsquelle.

Während die einzelnen Einflüsse differenziert beschrieben werden können, ist das Zusammenspiel von Journalismus und Medienunternehmen empirisch bislang nicht hinreichend

geklärt. Grundsätzlich diskutiert wird in diesem Kontext, ob Outsourcing, Redaktionsmanagement, veränderte Themenauswahl, neue Präsentationsformen und die professionelle Vermarktung journalistischer Produkte Vorboten einer weiteren ökonomischen Kolonialisierung des Journalismus sind, journalistische Produkte also nur noch als Wirtschaftsgüter begriffen werden, deren Produktion ausschließlich ökonomischer Rationalität folgt (vgl. Altmeppen 2000a).

4.2 *Die Strukturen: Bedingungen, Programme und Prozesse*

Mit der Frage nach der Relevanz ökonomischer Einflüsse für die Organisation und die Ergebnisse journalistischer Arbeit scheinen die sechziger und siebziger Jahre wieder aufzuleben, in denen die Kritik an der Manipulation der Medien zum üblichen Repertoire einschlägiger politischer Debatten gehörte. Abseits solcher Diskussionen, die in der materialistischen Medientheorie ihren wissenschaftlichen Ausdruck fanden, wandte man sich der empirischen Analyse der Beziehungen des Journalismus zu seinen Umwelten freilich nur zögerlich zu. Denn die Journalismusforschung orientierte sich am Leitbild des Gatekeepers, interessierte sich also mehr für intraredaktionelle Strukturen und Prozesse, um die zentrale Frage zu beantworten, wie aus Ereignissen Nachrichten werden (Nachrichtenselektionsforschung). Die zunächst individualistische Perspektive in der Gatekeeperforschung wurde nach und nach durch institutionale und systemorientierte Modelle ersetzt. Journalistisches Handeln erfolgt demnach innerhalb verschiedener Strukturebenen (z.B. redaktionelle Hierarchie oder Ressortgliederung) und wird von technologischen, organisatorischen und ökonomischen Imperativen sowie externen Einflüssen geprägt (vgl. zusammenfassend Weischenberg 1992: 237 ff.).

Zur Beschreibung der Bedingungen, Strukturen und Prozesse journalistischer Arbeit werden heute primär Systemmodelle eingesetzt. Intern differenziert sich der Journalismus danach über Organisationen, Handlungsprogramme und Arbeitsrollen aus, die einem permanenten Anpassungsprozess unterworfen sind. So wird konstatiert, dass Beschreibungen journalistischer Organisationsziele heute weniger den Kontakt zum politischen Staatsbürger betonen als die Rolle von Rezipienten als Konsumenten. Auf der Ebene journalistischer Programme zeigt sich der Strukturwandel u.a. in einer stärkeren Vermischung informations- und unterhaltungsorientierter Darstellungsformen. Rollenbezogen steht neben dem klassischen Redakteur, der recherchiert, redigiert und schreibt, immer häufiger ein marketinggeschulter Manager, der einen hohen Anteil von Planungs- und Koordinationsarbeiten zu bewältigen hat (vgl. Blöbaum 2000, Altmeppen/Löffelholz 1998).

Bei der Analyse des Strukturwandels aktueller Medienkommunikation beschäftigt sich die empirische Journalismusforschung besonders intensiv mit den Konsequenzen der Technisierung journalistischer Arbeit. Anfangs wurde vor allem die Einführung elektronischer Redaktionssysteme thematisiert (vgl. Weischenberg 1982). Heute geht es um die umfassende Konvergenz von Massenmedien, Telekommunikation und Computertechnologie und den damit verbundenen technologischen und ökonomischen Herausforderungen des Online-Journalismus (vgl. Altmeppen/ Bucher/ Löffelholz 2000). Traditioneller massenmedialer Journalismus und innovativer netzbasierter Journalismus unterscheiden sich, soviel ist heute schon sichtbar, in einer Vielzahl von Dimensionen – von der Organisationsstruktur und den Marktzutrittsmöglichkeiten über die Struktur und Tiefe journalistischer Produkte bis zum Rezeptionsfokus und den Interaktionsmöglichkeiten (siehe Tabelle 2).

Dimension	Massenmedialer Journalismus	Netzbasierter Journalismus
Organisationsstruktur	Zentralisiert	Dezentralisiert
Marktzutritt	Sehr begrenzt	Begrenzt
Produktionsfokus	Nachfrageorientiert	Angebotsorientiert
Produktionszyklus	Alternierend	Permanent
Produktstruktur	Geschlossen	Offen
Produkttiefe	Gering bis mittel	Sehr hoch
Produktaktualität	Mittel bis hoch	Sehr hoch
Rezeptionsfokus	Angebotsorientiert	Nachfrageorientiert
Interaktivität	Gering	Hoch

Nach: Löffelholz 1999: 275

Tabelle 2: Vergleich von massenmedialem und netzbasiertem Journalismus

Nicht nur für die berufliche Praxis, auch für die Theoriebildung bedeutet der netzbasierte Journalismus eine enorme Herausforderung. Das Internet ermöglicht die massenhafte Distribution von Informationen, ohne im klassischen Sinn ein Massenmedium zu sein. Das Internet ermöglicht die Verknüpfung von Massen- und Individualkommunikation – mit Konsequenzen für diese herkömmlichen Kommunikationsformen, die bislang weitgehend unbekannt sind. Das Internet ermöglicht, technologisch gesehen, eine Demokratisierung der Informationsdistribution, deren Grenzen dort liegen, wo individuelle Anbieter mit kapitalstarken, professionalisierten Organisationen konkurrieren müssen. Das Internet ermöglicht die bewußte Auswahl vielfältigster Informationen, setzt diese aber gleichzeitig voraus. Angesichts dieser Veränderungen erscheint eine schlichte Übertragung bisheriger Theoriebestände auf den Netz-Journalismus als wenig einleuchtend. Erst mit der Weiterführung der Journalismustheorie über die Denkfigur der ‚Massenmedien‘ hinaus kann der netzbasierte Journalismus angemessener analysiert werden (vgl. Quandt 2000).

4.3 Die Produkte: Darstellungsformen, Sprache und Textdesign

Wie unterschiedlich massenmedialer und netzbasierter Journalismus strukturiert sind, zeigt sich in besonderer Weise bei ihren jewei-

ligen Produkten: Hypermedia als charakteristische Produkte der Netzkommunikation sind nonlinear aufgebaut und besitzen damit eine potentielle inhaltliche Tiefe, die kein lineares Medium (nicht einmal ein vielbändiges Lexikon) erreichen kann. Dieser Aspekt wird freilich erst seit kurzem detaillierter analysiert (vgl. z.B. Meier/Perrin 2000). Dagegen liegen zu dem Aufbau, den Formen und der Sprache journalistischer Produkte für klassische Massenmedien eine Vielzahl von Arbeiten vor. Viele davon sind keine empirischen Studien, sondern Handbücher für die berufliche Praxis. In den letzten Jahren hat die Zahl wissenschaftlich begründeter Ratgeber zugenommen – beispielsweise für journalistische Darstellungsformen (vgl. Weischenberg 1988), journalistischen Texten (vgl. Häusermann 2001) oder das Design (vgl. Blum/Bucher 1998) und die Optimierung journalistischer Texte (vgl. Heijnk 1997). Das sind deutliche Zeichen einer weiteren Verwissenschaftlichung der Journalistik.

Die Forschung hat sich primär mit den so genannten Berichterstattungsmustern sowie den journalistischen Darstellungsformen auseinander gesetzt (vgl. Schmidt/Weischenberg 1994). Berichterstattungsmuster werden als „Gesamtstrategien des Wirklichkeitsbezugs und der Thematisierung im Journalismus“ (Schmidt/Weischenberg 1994: 224) verstanden. Neben dem Informationsjournalismus (auch: objektive Berichterstattung) werden

Präzisionsjournalismus, Interpretativer Journalismus, Neuer Journalismus und Investigativer Journalismus als relevante Berichterstattungsmuster unterschieden. Vor allem (aber nicht nur) in westlichen Industriestaaten besitzt der Informationsjournalismus mit seinem charakteristischen Anspruch auf Objektivität besondere Relevanz. Objektivität wird von der US-Wissenschaftlerin Gaye Tuchman als strategisches Ritual entmythologisiert. Nach ihrer Auffassung handelt es sich dabei um einen Prozess der Routinisierung journalistischer Tätigkeit, der im Wesentlichen aus fünf Prozeduren besteht: der Präsentation widerstreitender Möglichkeiten zu einem Thema, der Präsentation stützender Fakten zu den Aussagen, dem gezielten Einsatz von Anführungszeichen, der Strukturierung von Informationen in einer bestimmten Anordnung sowie der Trennung von Nachricht und Meinung (vgl. Tuchman 1978).

Darstellungsformen (auch Genres oder Stilformen) werden dem gegenüber als strategische Symboltechniken zur Gestaltung und Präsentation von Medienangeboten beschrieben. Sie gehören – wie z.B. die Recherche – zu den journalistischen Handlungsprogrammen. Aus der Vielzahl an unterschiedlichen Darstellungsformen werden in der beruflichen Praxis, mit medienspezifischen Besonderheiten, hauptsächlich Meldung und Bericht als tatsachenbetonte, Kommentar und Glosse als meinungsbetonte sowie Reportage und Feature als unterhaltungsbetonte Formen eingesetzt. Zur Beschreibung und Systematisierung journalistischer Darstellungsformen wurden unterschiedliche theoretische Ansätze entwickelt – neben Versuchen aus der Linguistik auch materialistisch, systemtheoretisch und konstruktivistisch inspirierte Angebote. Insbesondere im konstruktivistischen Ansatz wird betont, dass Darstellungsformen sowohl das journalistische Handeln als auch das Rezeptionshandeln des Publikums orientieren: Rezipienten selektieren das, was sie lesen, hören

oder sehen möchten, auch aufgrund gewohnter Muster der Berichterstattung.

4.4 *Die Leistungen: Publikum, Qualität und Ethik*

Auch generell gilt: Was der Journalismus leistet, bestimmt das Publikum – jedenfalls wenn ein empirisch-analytischer Ansatz zugrunde gelegt wird, der sich mit normativen Aussagen über das, was der Journalismus leisten soll, nicht zufrieden gibt. Ob eine Meldung informativ, relevant oder verständlich ist, kann demnach nur beurteilt werden, wenn Ansprüche des Journalismus, Analysen journalistischer Produkte und Einschätzungen des Publikums aufeinander bezogen werden. Erst eine solche umfassende Perspektive ermöglicht Aussagen, beispielsweise, über die Qualität journalistischer Produkte – einem Thema, das die empirische Journalismusforschung in den letzten Jahren intensiv beschäftigt hat (vgl. Fabris 2000). Diskutiert werden in diesem Kontext u.a. Kriterien zur Bestimmung von Qualität (vgl. Hagen 1995), die Verbindung publizistischer und ökonomischer Erfolgsfaktoren (vgl. Heinrich 1994), qualitätssichernde Infrastrukturmaßnahmen (vgl. Ruß-Mohl 1994), Regeln erfolgreichen journalistischen Handelns (vgl. Haller 1989) sowie Ansprüche, die aus einer Ethik des Journalismus abgeleitet werden (Thomaß 2000).

Während die Debatte über publizistische Qualität jüngeren Datums ist, besitzt der Diskurs zur journalistischen Ethik eine längere Tradition. Er flammt in der Journalistik wie im Journalismus offenbar immer dann auf, wenn (wieder einmal) ein Skandal oder eine Krise entdeckt werden. Denn die Fähigkeit zur Selbstreflexion als Voraussetzung zur Veränderung von Handlungsmustern ist im Journalismus strukturell offenbar unzureichend verankert (vgl. Löffelholz 1995). Zur Analyse der Ethik des Journalismus wird heute in der Regel nicht mehr eine rein individualistische

Annäherung bemüht, sondern eine Mehrebenen-Betrachtung zugrunde gelegt: Systematisch unterschieden werden die System-, Institutionen-, Professions- und Individualethik. Angelehnt an funktionalistische Systemtheorien wird damit die besondere Relevanz struktureller Faktoren betont. „Insofern ist zwar sehr wohl noch von einer persönlichen Verantwortlichkeit zu sprechen, ihre Bedeutung ist allerdings erheblich geschwunden.“ (Thomaß 2000: 357).

4.5 Die Akteure: Rollen, Selbstbeschreibungen und Handlungsrelevanz

Die geringer gewordene Relevanz journalistischer Akteure zur Beschreibung und Erklärung journalistischen Handelns wird in vielen theoretischen Konzepten hervor gehoben. Paradoxaerweise hat jedoch die Zahl empirischer Journalismusstudien, die forschungspraktisch ein individualistisches Journalismusverständnis zugrunde legen, keineswegs abgenommen. Nach wie vor geht es in den meisten empirischen Untersuchungen um die Merkmale, Einstellungen und Selbstbeschreibungen journalistischer Akteure. Quantitativ stellt dieses Themenfeld den wichtigsten Forschungszweig der empirischen Journalismusforschung dar. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: Ein systembezogenes Journalismusverständnis zu operationalisieren ist schwieriger, eine entsprechend angelegte Untersuchung durchzuführen aufwändiger und kostenintensiver. Ob das Problem gelöst werden kann, indem eine individuenzentrierte Empirie systemtheoretisch begründet wird, wie das Scholl/Weischenberg (1998: 51 ff.) versuchen, wird sogar von Systemtheoretikern selbst skeptisch beurteilt (vgl. Rühl 2000: 69 f.).

Die akteursorientierte Journalismusforschung hat sich in den letzten Jahrzehnte mit einer Vielzahl von Themen beschäftigt: Berufsmotivation und Ausbildung, Qualifikationsanfor-

derungen und Kompetenzen, berufliche Sozialisation und Professionalisierung, sozialer Status und Berufszufriedenheit, intramediäre und intermediäre Mobilität, berufsrelevante Einstellungen und journalistische Ethik, politische Einstellungen und Publikumsbilder, Abhängigkeiten und Entscheidungsprozesse, Rollenselbstverständnis und dessen Handlungsrelevanz (vgl. Böckelmann 1993: 25 f.). Besonders intensiv analysiert wurde die Frage, welches berufliche Selbstverständnis Journalistinnen und Journalisten besitzen und wie handlungsrelevant dieses ist. Nicht untertrieben ist es, dieses Problemfeld als das – auch wegen seiner medienpolitischen Relevanz – umstrittenste Thema der empirischen Journalismusforschung zu bezeichnen. Die diesbezüglichen Untersuchungen lassen sich dem analytischen Empirismus, dem legitimistischen Empirismus sowie den konstruktivistischen Integrationstheorien zuordnen.

Einen wichtigen Meilenstein in der Entwicklung der empirischen Kommunikatorforschung stellt die Studie „The American Journalist“ (Weaver/Wilhoit 1986) dar. Ihre Analyse war repräsentativ angelegt, erweiterte also die Kommunikatorforschung, die bis dahin weitgehend auf Fallstudien begrenzt war, erheblich. Das Sample konzentriert sich auf den nachrichtlichen Journalismus, während der eher unterhaltungsorientierte Zeitschriftensektor ausgeblendet blieb. Ein Jahrzehnt später replizierten Weaver/Wilhoit (1996) ihre Untersuchung, was einen Vergleich der Befunde ermöglicht.

Wenig verändert haben sich danach die beruflichen Rollenselbstbilder: Sowohl Anfang der 80er als auch Anfang der 90er Jahre dominierten im US-amerikanischen Journalismus die Rollen des Interpretierers, des Rechercheurs und des Vermittlers von Informationen. Im Unterschied zu den geringen Veränderungen journalistischer Selbstbilder ermittelten Weaver/Wilhoit aber einen Wandel ethi-

scher Normen: 1982 war beispielsweise nur jeder dritte US-Journalist bereit, persönliche Dokumente interviewter Personen ohne Erlaubnis zu verwenden; zehn Jahre später stimmte immerhin nahezu die Hälfte der Befragten dieser Recherchepraktik zu.

Weaver/Wilhoits Untersuchungen regten eine Vielzahl von Nachfolge-Studien in anderen Ländern an, darunter auch Anfang der neunziger Jahre zwei Untersuchungen in Deutschland. Die repräsentative Studie „Journalismus in Deutschland“ (vgl. Weischenberg/Löffelholz/Scholl 1998), die auf Vorstellungen der konstruktivistischen Systemtheorie aufbaut, sowie die zur selben Zeit durchgeführte Sozialenquete ost- und westdeutscher Journalisten (vgl. Schönbach/Schneider/Stürzebecher 1994) stellten die Datengrundlage über den deutschen Journalismus auf ein solides Fundament. Beide Untersuchungen grenzen sich dezidiert von Arbeiten des legitimistischen Empirismus ab, der u.a. von Wolfgang Donsbach (1982) und Hans Mathias Kepplinger (1979) vertreten wird: Neben theoretischen Schwächen und methodischen Defiziten seien vor allem die Schlußfolgerungen von Befragungsdaten auf (vermutete) Inhalte oder von Inhaltsanalysen auf (vermutete) Einstellungen zu kritisieren (vgl. zusammenfassend Altmeppen/Löffelholz 1998: 105 ff.).

Im Unterschied zu den Behauptungen des legitimistischen Empirismus dominieren, nach den Befunden der beiden repräsentativen Journalistenstudien, das Rollenselbstbild des neutralen Vermittlers sowie ein insgesamt pluralistisches Rollenverständnis, während der Journalismus als Vierte Gewalt im Selbstverständnis deutscher Journalisten nur eine untergeordnete Bedeutung besitzt. Auch der Vorwurf, Journalistinnen und Journalisten seien 'linksorientiert' relativiert sich bei einer differenzierteren Analyse. Festgestellt wird zudem, dass politische Einstellungen nicht unmittelbar handlungsrelevant werden kön-

nen, da nahezu drei Fünftel aller Medienbetriebe politisch eher im konservativen und rechtsliberalen Feld angesiedelt sind. Mit diesen Untersuchungen konnten zweifellos wichtige Lücken und Widersprüche in der deutschen Journalismusforschung beseitigt werden. Offene Fragen bleiben freilich – weil der Gegenstandsbereich sich dynamisch entwickelt und manche Antworten neue Fragen provozieren.

5. Perspektiven von Journalismus und Journalistik

Digitalisierung und Cyberspace, Online-Kommunikation und Internet, Medienkonvergenz und Multimedia, Globalisierung und kulturelle Synchronisation, Segmentierung und Content-Produktion, Kommerzialisierung und Trivialisierung – wer nach den Perspektiven von Journalismus und Journalistik fragt, bekommt heute vielfältige und keineswegs widerspruchsfreie Antworten. Um den Journalismus zu charakterisieren, ist es opportun, mit Begriffen wie Wandel, Veränderung, Zukunft und Dynamik zu hantieren (vgl. z.B. Chalaby 2000: 33 ff.).

Dabei geht es jedoch weder um Theoriebildung noch um die Beobachtung der langfristigen Emergenz des Journalismus. Manche Reden über digitale, multimediale, interaktive und sonstige „neue“ Medien scheinen mehr zu einer legitimierenden Debatte über die Relevanz der Kommunikations- und Medienwissenschaft zu gehören als zu einer wissenschaftlichen Analyse des Journalismus. Auf diese Weise läßt sich die funktionale und strukturelle Dynamik des Journalismus nur begrenzt beschreiben, geschweige denn erklären. Die Anpassung des wissenschaftlichen Tempos an die Geschwindigkeit von – vorgeblich gravierenden – Veränderungen erschwert die kommunikationswissenschaftliche Grundlagenforschung, der es um Theoriebildung geht. Gleichwohl wird immer wieder versucht,

die „Zukunft des Journalismus“ (Weischenberg/Löffelholz/Altmeyen 1994) und der Journalismusforschung (vgl. Quandt 2000; Weischenberg/Scholl 1998: 261 ff.) auszuloten. Tendaussagen und Prognosen sind jedoch, schon aus methodischen Gründen, nur innerhalb eines engen Zeithorizontes sinnvoll, häufig selbsterfüllend (oder selbstzerstörend) und eher auf die Problematisierung der Gegenwart als auf die Planung der Zukunft bezogen.

In der Debatte über die Perspektiven von Journalismus und Journalistik werden eine Vielzahl von Fragen diskutiert. Besonders zentral erscheinen dabei die folgenden:

- Wird die Mediatisierung der Gesellschaft und die in diesem Kontext beobachtbare Professionalisierung der Public Relations zu einer Entgrenzung des Journalismus führen?
- Wird die Konvergenz von Massenmedien, Telekommunikation und Computertechnologie die Relevanz des massenmedialen zu Gunsten des netzbasierten Journalismus beeinträchtigen?
- Wird die Ökonomisierung des Journalismus dazu verleiten, journalistische Produkte nur noch als Wirtschaftsgüter zu begreifen, deren Produktion ausschließlich ökonomischer Rationalität folgt?
- Wird die Globalisierung der Gesellschaft, die sich gegenwärtig vor allem als ökonomischer Prozeß vollzieht, eine kulturelle Synchronisation journalistischer Produkte zur Folge haben?
- Wird die Expansion und Segmentierung journalistischer Angebote zu gesellschaftlicher Desintegration führen und wächst damit das Risiko von Normenkonflikten?

In Abgrenzung zu unilinearen Stufenmodellen soziokultureller Anpassung (Sozialdarwinismus), die auf einem trivialen Biologismus

basieren, ist auf der Basis systemtheoretischer Überlegungen davon auszugehen, dass die damit angesprochenen Veränderungen nicht zu einer – wie auch immer gearteten – Höherentwicklung führen müssen. Es gibt keine Gewähr dafür, dass Variation, Selektion und Stabilisierung als relevante Evolutionsmechanismen Systeme dauerhaft in eine bestimmte Richtung verändern. Im Gegenteil: Für moderne Gesellschaften ist eine reflexive Modernisierung geradezu charakteristisch. Evolution ermöglicht dem Journalismus Bestandssicherung, ohne jedoch zwangsläufig eine höhere Fähigkeit zur Selbststeuerung und eine günstigere Umweltpassung zu gewährleisten. Voraussetzung für Evolution in diesem Sinn sind die Fähigkeiten Bewährtes zu bewahren (Tradition) und Neues zu integrieren (Innovation). Nur so wird es möglich, den Bestand des Journalismus in einer dynamischen Umwelt zu sichern (vgl. Löffelholz 1999: 269 f. u. 274 f.).

Keine einfachen Antworten gibt es auch für die Perspektiven der Journalismustheorie. Die Emergenz theoretischer Konzepte der Journalismusforschung zeigt, dass die Herausbildung einer einzigen integrativen Supertheorie zur Beschreibung und Analyse aktueller Medienkommunikation unwahrscheinlich ist. Weiterhin wird die Beschreibung des Journalismus multiperspektivisch erfolgen. Dabei gilt es vor allem, die Ansätze mit Integrationspotential weiterzuentwickeln und die sozialtheoretisch abgeleiteten Ansätze für die empirische Forschung stärker zu operationalisieren. Denn eine empirisch-analytische Orientierung bleibt für die Journalismusforschung zentral.

Literatur

- Altmeyen, Klaus-Dieter (2000): Entscheidungen und Koordinationen. Dimensionen journalistischen Handelns. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 293-310.
- Altmeyen, Klaus-Dieter (2000a): Funktionale Autonomie und organisationale Abhängigkeit. Inter-Relationen von Journalismus und Ökonomie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 225-239.
- Altmeyen, Klaus-Dieter/Bucher, Hans-Jürgen/Löffelholz, Martin (2000) (Hrsg.): Online-Journalismus. Perspektiven für Wissenschaft und Praxis. Wiesbaden.
- Altmeyen, Klaus-Dieter/Löffelholz, Martin (1998): Zwischen Verlautbarungsorgan und ‚vierter Gewalt‘. Strukturen, Abhängigkeiten und Perspektiven des politischen Journalismus. In: Sarcinelli, Ulrich (Hrsg.): Politikvermittlung und Demokratie in der Mediengesellschaft. Opladen, Wiesbaden, S. 97-123.
- Baum, Achim (2000): Journalistisches Handeln. Eine kommunikationstheoretisch begründete Kritik der Journalismusforschung. Opladen.
- Baumert, Dieter Paul (1928): Die Entstehung des deutschen Journalismus. Eine sozialgeschichtliche Studie. München. Leipzig.
- Blöbaum, Bernd (2000): Organisationen, Programme, Rollen. Die Struktur des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 169-183.
- Blum, Joachim/Bucher, Hans-Jürgen (1998): Die Zeitung: Ein Multimedien. Textdesign – ein Gestaltungskonzept für Text, Bild und Grafik. Konstanz.
- Böckelmann, Frank (1993): Journalismus als Beruf. Bilanz der Kommunikatorforschung im deutschsprachigen Raum von 1945 bis 1990. Konstanz.
- Branahl, Udo (1992): Medienrecht. Eine Einführung. Opladen.
- Bucher, Hans-Jürgen (2000): Journalismus als kommunikatives Handeln. Grundlagen einer handlungstheoretischen Journalismustheorie. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 245-273.
- Bücher, Karl (1926 [1917]): Gesammelte Aufsätze zur Zeitungskunde. Tübingen.
- Chalaby, Jean K. (2000): Journalism studies in an era of transition in public communications. In: Journalism. Theory, practice and criticism, 1(1), S. 33-39.
- Donsbach, Wolfgang (1982): Legitimationsprobleme des Journalismus: gesellschaftliche Rolle der Massenmedien und berufliche Einstellungen von Journalisten. Freiburg/München.
- Dovifat, Emil (1962): Zeitungswissenschaft. Band 1. Berlin.
- Dusiska, Emil (Hrsg.) (1973): Wörterbuch der sozialistischen Journalistik. Leipzig.
- Dygutsch-Lorenz, Ilse (1971): Die Rundfunkanstalt als Organisationsproblem. Düsseldorf.
- Fabris, Hans-Heinz (2000): Vielfältige Qualität. Theoretische Ansätze und Perspektiven der Diskussion um Qualität im Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 363-374.
- Gottschlich, Maximilian (1980): Journalismus und Orientierungsverlust. Grundprobleme öffentlich-kommunikativen Handelns. Wien, Köln, Graz.
- Jäger, Karl (1926): Zeitungswissenschaft (Journalistik). Dessau.
- Hagen, Lutz M. (1995): Informationsqualität von Nachrichten. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Haller, Michael (2000): Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 101-122.
- Haller, Michael (1989): Recherchieren. Ein Handbuch für Journalisten (3. Auflage). München.
- Hartley, John (1996): Popular Reality. Journalism, Modernity, Popular Culture. London u.a.
- Häusermann, Jürg (2001): Journalistisches Texten. Sprachliche Grundlagen für professionelles Informieren. Konstanz.
- Heijnk, Stefan (1997): Textoptimierung für Printmedien. Theorie und Praxis journalistischer Textproduktion. Opladen.
- Heinrich, Jürgen (1994): Medienökonomie. Band 1: Mediensystem, Zeitung, Zeitschrift, Anzeigenblatt. Opladen.
- Hepp, Andreas (1999): Cultural Studies und Medienanalyse. Eine Einführung. Opladen, Wiesbaden.
- Hepp, Andreas/Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2001): Transkulturelle Kommunikation. Ein internationaler Reader. Konstanz.
- Holzer, Horst (1973): Kommunikationssoziologie. Reinbek.
- Hund, Wulf D./Kirchhoff-Hund, Bärbel (1980): Soziologie der Kommunikation. Arbeitsbuch zu Struktur und Funktion der Medien. Reinbek.
- Kepplinger, Hans Mathias (2000): Problemdimensionen des Journalismus. Theoretischer Anspruch und empirischer Ertrag. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 81-99.
- Kepplinger, Hans Mathias (1979): Angepaßte Außen-seiter. Ergebnisse und Interpretationen der Kommunikatorforschung. In: Kepplin-

- ger, Hans Mathias (Hrsg.): *Angepaßte Außen-seiter. Was Journalisten denken und wie sie arbeiten.* Freiburg/München, S. 7-28.
- Kleist, Heinrich von (1979[1810]): *Lehrbuch der französischen Journalistik.* In: Kisch, Egon Erwin (Hrsg.): *Klassischer Journalismus.* München, S. 89-93.
- Kutsch, Arnulf (1988): *Max Webers Anregung zur empirischen Journalismusforschung. Die ‚Zeitungs-Enquête‘ und eine Redakteurs-Umfrage.* In: *Publizistik*, 33 Jg., Nr. 1, S. 5-31.
- Löffelholz, Martin (Hrsg.) (2000): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch.* Wiesbaden.
- Löffelholz, Martin (2000a): *Theorien des Journalismus. – eine metatheoretische und historische Orientierung.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 15-60.
- Löffelholz, Martin (2000b): *Ein privilegiertes Verhältnis. Inter-Relationen von Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 186-208.
- Löffelholz, Martin (1999): *Perspektiven politischer Öffentlichkeiten. Zur Modellierung einer system- und evolutionstheoretischen Analyse.* In: Kamps, Klaus (Hrsg.): *Elektronische Kommunikation? Perspektiven politischer Partizipation.* Opladen, Wiesbaden, 263-279.
- Löffelholz, Martin (1995): *Beobachtung ohne Reflexion? Strukturen und Konzepte der Selbstbeobachtung des modernen Krisenjournalismus.* In: Imhof, Kurt/Schulz, Peter (Hrsg.): *Medien und Krieg – Krieg in den Medien.* Zürich, S. 171-191.
- Löffelholz, Martin (1989): *Politik im Wissenschaftssystem. Planung und Implementation der hochschulgebundenen Journalistenausbildung.* Münster.
- Meier, Klaus/Daniel Perrin (2000): *Praxistraining Internet-Journalismus. Vernetztes Texten lehren.* In: Altmeppen, Klaus-Dieter/Bucher, Hans-Jürgen/Löffelholz, Martin (2000) (Hrsg.): *Online-Journalismus.* Wiesbaden, S. 297-313.
- Neuberger, Christoph (2000): *Journalismus als systembezogene Akteurkonstellation. Vorschläge für die Verbindung von Akteur-, Institutionen und Systemtheorie.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 275-291.
- Pätzold, Ulrich (2000): *Journalismus und Journalistik. Definitionsproblem und theoretische Perspektive.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 417-428.
- Prutz, Robert E. (1971 [1845]): *Geschichte des deutschen Journalismus.* Göttingen.
- Quandt, Thorsten (2001): *Virtueller Journalismus im Netz? Ein strukturationstheoretisches Modell des Handelns in Online-Redaktionen.* Unveröff. Manuskript des Vortrags bei der DGPK-Jahrestagung am 24. Mai 2001 in Münster.
- Quandt, Thorsten (2000): *Das Ende des Journalismus? Online-Kommunikation als Herausforderung für die Journalismustheorie.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 483-509.
- Renger, Rudi (2000): *Journalismus als kultureller Diskurs. Cultural Studies als Herausforderung für die Journalismustheorie.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 467-481.
- Renger, Rudi (1999): *Populärer Journalismus. Bedeutungsproduktion und -rezeption zwischen Information und Unterhaltung.* Universität Salzburg: Habilitationsschrift.
- Rühl, Manfred (2000): *Des Journalismus vergangene Zukunft. Zur Theoriegeschichte einer künftigen Journalismusforschung.* In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): *Theorien des Journalismus.* Wiesbaden, S. 65-79.
- Rühl, Manfred (1992): *Theorie des Journalismus.* In: Burkart, Roland/Hömberg, Walter (Hrsg.): *Kommunikationstheorien. Ein Textbuch zur Einführung.* Wien, S. 117-133.
- Rühl, Manfred (1982): *Journalistik – mehr als eine Kunstlehre für Journalismus?* In: Koszyk, Kurt /Schulze, Volker (Hrsg.): *Die Zeitung als Persönlichkeit.* Düsseldorf, S. 365-373.
- Rühl, Manfred (1980): *Journalismus und Gesellschaft. Bestandsaufnahme und Theorieentwurf.* Mainz.
- Rühl, Manfred (1969): *Die Zeitungsredaktion als organisiertes soziales System.* Bielefeld.
- Ruß-Mohl, Stefan (1994): *Der Ifaktor. Qualitätssicherung im amerikanischen Journalismus. Modell für Europa?* Zürich, Osnabrück.
- Scholl, Armin/Weischenberg, Siegfried (1998): *Journalismus in der Gesellschaft. Theorie, Methodologie und Empirie.* Opladen, Wiesbaden.
- Schmidt, Siegfried J. (1996): *Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung.* Opladen.
- Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (1994): *Mediengattungen, Berichterstattungsmuster, Darstellungsformen.* In: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberg, Siegfried (Hrsg.): *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft.* Opladen, S. 212-236.
- Schönbach, Klaus/Stürzebecher, Dieter/Schneider, Beate (1994): *Oberlehrer und Missionare? Das Selbstverständnis deutscher Journalisten.* In: Neidhardt, Friedhelm (Hrsg.): *Öf-*

- fentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen. Opladen, S. 139-161.
- Schwarzkopf, J. von (1795): Über Zeitungen. Frankfurt a. M. (Neudruck: München 1993).
- Thomaß, Barbara (2000): Von Aristotels zu Habermas. Theorien zur Ethik des Journalismus. In: Löffelholz, Martin (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Wiesbaden, S. 351-362.
- Tuchman, Gaye (1978): Making news. A study in the construction of reality. New York.
- Weaver, David H./ Wilhoit, G. Cleveland (1986): The American Journalist. Bloomington.
- Weaver, David H./ Wilhoit, G. Cleveland (1996): The American Journalist in the 1990s. U.S. News People at the End of an Era. Mahwah.
- Weber, Max: (1924): Gesammelte Aufsätze zur Soziologie und Sozialpolitik. Tübingen.
- Weber, Max (1984): Soziologische Grundbegriffe. 6. Auflage. Tübingen.
- Weischenberg, Siegfried (1992): Journalistik. Theorie und Praxis aktueller Medienkommunikation. Band 1: Mediensysteme, Medienethik, Medieninstitutionen. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried (1988): Nachrichtenschreiben. Journalistische Praxis zum Studium und Selbststudium. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried (1982): Journalismus in der Computergesellschaft. Informatisierung, Medientechnik und die Rolle der Berufskommunikatoren. München u.a.
- Weischenberg, Siegfried/Altmeppen, Klaus-Dieter/Löffelholz, Martin (1994): Die Zukunft des Journalismus. Technologische, ökonomische und redaktionelle Trends. Opladen.
- Weischenberg, Siegfried/Löffelholz, Martin /Scholl, Armin (1998): Journalism in Germany. In: Weaver, David (Hrsg.): The Global Journalist. News people around the World. Cresskill, S. 229-256.
- Weiß, Hans Jürgen (1977): Journalismus als Beruf. Forschungssynopse. In: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.): Kommunikationspolitische und kommunikationswissenschaftliche Forschungsprojekte der Bundesregierung (1974-1978). Bonn, S. 109-139.
- White, David Manning: The „Gate Keeper“: A Case Study in the Selection of News. In: Journalism Quarterly 1950(27), S. 383-384.
- Wrede, Richard (1902): Handbuch der Journalistik. Berlin.

- 01 Rüdiger Grimm, "Vertrauen im Internet – Wie sicher soll E-Commerce sein?", April 2001, 22 S.
TU Ilmenau, Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, ruediger.grimm@tu-ilmenau.de
- 02 Martin Löffelholz, "Von Weber zum Web - Journalismusforschung im 21. Jahrhundert: theoretische Konzepte und empirische Befunde im systematischen Überblick", Juli 2001, 25 S.
TU Ilmenau, Institut für Medien- und Kommunikationswissenschaft, martin.loeffelholz@tu-ilmenau.de